

Unser Notar

Autor(en): **Bär, Hanns**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **3 (1908-1909)**

Heft 18

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748028>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ums Dasein steht, den gar viele Theaterdirektoren zu führen haben. Des Übels Kern ist: daß das Theater, die Kulturstätte, ein Geschäftsobjekt geworden ist.



Unser Notar.

Herr Notar Leblanc war die gute Partie des Städtchens. Warum ihn also beschreiben? Mit Ausnahme seiner Westen war ja nichts Besonderes an ihm. Die Westen allerdings — die waren seine Schwäche oder richtiger seine Stärke; mit dem Schnellzug war man in einer Stunde in Paris, zwei Minuten später in einer Droschke und eine Viertelstunde nachher beim Schneider, der den guten Kunden stets selber bediente. Eine Weste des Herrn Leblanc aber erregte sogar einmal in Paris Aufsehen, denn als er in seinem gewohnten Hotel speiste, schickte ihm ein Herr seine Karte, stellte sich daraufhin vor und rückte endlich mit der Frage nach dem Autor des Kunstwerkes hervor, das Herrn Leblancs Persönlichkeit vom Hals bis zum Leib umspannte. Ich habe die Weste an der Auktion gesehen, sie war von dunkelbraunem Samt mit kleinen Blumen bestickt und jeder Knopf ein Kunstwerk von Glas. Im Städtchen pflegte man zu sagen, Herr Leblanc gebe für eine Weste so viel aus wie ein gewöhnlicher Sterblicher für einen ganzen Anzug mit Zylinder und Gamaschen.

Selbstverständlich kannte Herr Leblanc seinen Wert, machte sich selten und war beliebt, tat wunderbar und wurde verhätschelt. Mit Vorliebe bedienten sich die Väter heiratsfähiger Töchter seiner in den vom Gesetz vorgeschriebenen Fällen oder auch sonst. So lief auch sein Bureau glänzend, und er hätte in jeder Beziehung zufrieden sein können. Vorläufig war er's auch.

An einem lauen Herbstabend saß er am Kaminfeuer, das Fenster sperrangeloffen. Er hatte viel gearbeitet und erst spät gegessen und ruhte nun behaglich in seinem zierlichen Armstühlchen, eine Zigarre rauchend. Plötzlich fiel ihm ein, in seinem Schreibtisch zu kramen, und dabei mußte ihm ein Paket Briefe in die Hände fallen, in welche er sich sogleich vertiefte. Sein Gegenüber, die Modistin, hat ihn bis gegen

neun Uhr lesen sehen, dann aber verbrannte er sorgfältig Stück um Stück über den knisternden Flammen, die sein Gesicht jedesmal mit zitternder Glut übergossen, wenn wieder ein Papier Feuer gefangen hatte. Darauf schloß sich das Fenster, und nur der Schatten des Herrn Notar war noch eine Zeitlang an den heruntergelassenen Rouleaux zu sehen.

Am andern Morgen war der bucklige Schreiber angenehm überrascht, als auf seinem Schreibtisch ein Zettel lag, der kurz die plötzliche Abreise von Leblanc mitteilte. Die gute Neuigkeit teilte er pflichtschuldig seiner Freundin, der Modistin, mit und erfuhr dort die Verbrennung der Briefe. Da er aber wußte, im köstlich eingelegten Schreibtisch des Herrn waren keine Geschäftsbriefe, interessierte er sich weiter nicht darum. Für die Modistin dagegen waren die Briefe des Notars und seine Abreise ein willkommener Gesprächsstoff für ihre Kundschaft. Der Frau Präfekt erzählte sie, wie der Notar Briefe verbrannt habe, und diese berichtete ihrem Mann, der Notar habe seine Briefe verbrannt. Als Herr Leblanc am zweiten Tag noch nicht zurück war, sprach man in der Stadt bereits von der Verbrennung von „Büchern des Notars“, bis man sich am Samstag allgemein und unter Kopfschütteln erzählte, der Notar habe seine Bücher verbrannt und sei bei Nacht und Nebel mit dem gesamten Kasseninhalt verduftet. Der Sonntag war dem Fall Leblanc nicht günstig. Am Montag hatte die Frau des Präfekten ihren Mann endlich so weit gebracht, daß er angetan mit der dreifarbigem Schärpe und gefolgt vom Brigadier sich ins Bureau des Herrn Leblanc begab und dort alles versiegelte. Darauf verhörte er den Schreiber und befahl ihm, bis auf weiteres seine Wohnung nicht zu verlassen.

Wie ein Lauffeuer durcheilte die Nachricht die ganze Stadt; der Laden der Modistin wurde nicht leer von Neugierigen, gruppenweise standen die Leute vor der Haustür und hörten den Bericht des Hauswarts, der zum hundertsten Male erzählte, wie er Herrn Leblanc seinen außerordentlich schweren Handkoffer morgens vier Uhr auf den Bahnhof getragen und dafür ein ganzes Hundertsousstück erhalten habe. Kein Mensch zweifelte mehr an der Schuld des Notars, als noch am selben Montag dessen Köchin und der Schreiber verhört wurden, trotzdem beide rein nichts Belastendes gewußt hatten. Mit Ausnahme dieser beiden, die in Leblanc einen gütigen Herrn gehabt hatten, war niemand über sein Verbrechen erstaunt, oder besser gesagt, niemand wollte es sein. Jedermann erinnerte sich an verdächtige Meinungen und Taten des Notars, die teilweise schon Jahre zurücklagen, nichtsdestoweniger aber eifrig besprochen wurden.

Am meisten erstaunt über die Maßregeln der Behörden war ent-

schiedenen Herr Leblanc selber, als er am Mittwoch abend heimkehrte, sein Bureau versiegelt und im Vorzimmer seiner Wohnung den Brigadier fand. Der Rückkehr folgten für den Notar zwei sehr bewegte Stunden und für den Präfekten einige sehr unangenehme Minuten. Im ersten Augenblick hatte er den meldenden Brigadier mit offenem Mund angestarrt, dann löste sich seine Bestürzung in eine heftige Strafpredigt für seine Frau auf, bis der Gewaltige sich seiner Pflicht erinnerte und wiederum gegürtet und begleitet wie zwei Tage vorher dem unglückseligen Bureau zuwandelte. Glücklicherweise schien Herr Leblanc den Fall nicht allzuschwer zu nehmen, haute dem Präfekten goldene Brücken und abends acht Uhr zeugte nur die ums Schlüsselloch herum verbeulte und zerfrakte Platte des notarlichen Privatschreibtisches und einige Häufchen schwarzen Siegellacks von den amtlichen Funktionen des Präfekten am Montag.

Selbstredend war der Fall Leblanc nun erst recht das Tagesgespräch, diesmal allerdings auf Kosten des Präfekten, dem im Wirtshaus wie daheim übereinstimmend seine vorschnelle Handlungsweise vorgeworfen wurde, und zwar von denselben biedern Mitbürgern, die am Sonntag abend seine Lauheit nicht genug hatten verwünschen können. In äußerst geschickter Weise versöhnte aber der Notar selber seine grimmigste Gegnerin, die Frau Präfektin; er ließ ihr am Morgen nach seiner Rückkehr einen Blumenkorb mit einem launigen Briefchen überbringen, worin er feierlich versprach, ihrem Herrn Gemahl fortan einen Stundenplan zuhanden seiner geehrten Mitbürger zu übersenden, damit nicht wieder allzugroße Lauheit die Behörden erst nach seiner Abreise in Tätigkeit setzte. Hoch klang das Lied vom Edelmut des Notars fast vierzehn Tage lang im Städtchen. Dann war auch dieser Fall abgetan, denn soeben begann man von der Möglichkeit eines Krieges mit Mexiko zu sprechen, bei dem unser Kaiser oder besser gesagt seine Eugenie billigen Ruhm zu holen hofften.

Sie wissen, wie das mexikanische Abenteuer endete und wie nach fünf Jahren der Marschall nicht etwa ruhmbedeckt heimkehrte. Trotzdem wurde die Rückkehr durch eine Kaiserparade gefeiert, welcher der „franke Nefte“ seines großen Onkels Napoleon im Wagen beiwohnen sollte. Aus unserer Stadt beschlossen verschiedene Herren hinzugehen, und auf den Vorschlag des Notars beschloß man, schon am Vorabend mit dem Siebenuhrzug hinzureisen und wieder einmal Paris zu genießen. Trotz des Widerspruchs der Ehefrauen sollten diese zu Hause bleiben, die ungetreuen Männer aber freuten sich diebisch, sich unter der kundigen Leitung ihres Notars einmal so recht zu amüsieren.

Die Herren berichteten Wunder, wie Leblanc sich nobel benommen, wie er im Café Impérial sogar die ganze Zeche bezahlt habe, die doch

gewiß nicht klein gewesen sei. Unter sich streckten sie die Köpfe zusammen und lachten, welsch ein Teufelskerl der Notar gewesen sei, als man sich später auf etwas schlüpfrigere Wege begeben habe. Und dabei doch am Morgen der erste und munterste von der Gesellschaft! Der Held aller dieser Geschichten allein war noch nicht zurückgekehrt, er war geschäftehalber nicht mit heimgefahren, sondern hatte dem Arzt bloß einen Brief an den Präfekten mitgegeben, den dieser abliefern sollte, wenn der Absender am Dienstag abend nicht zurück wäre. Der bucklige Schreiber hatte seinen Anteil am Fest dadurch erhalten, daß sein Herr ihm acht Tage Ferien gab.

Der Arzt war äußerst bestürzt, als er am folgenden Sonntag in seinem Pariser Rock den Brief des Notars fand, den er dem Präfekten spätestens vor vier Tagen hätte abgeben sollen. Eiligst stülpte er den hohen grauen Hut auf — neueste Pariser Mode und Erwerbung auf den Rat des Notars hin — und begab sich zum Adressaten, händigte ihm unter vielen Entschuldigungen den bewußten Brief ein und empfahl sich eiligst. Noch auf der Treppe wurde er aber durch den Präfekten zurückgerufen, der ihn in sein Amtszimmer winkte. Sorgfältig schloß er die Thür hinter dem Arzt ab und erwiderte auf dessen erstaunte Fragen kurz: „Lesen Sie, Sie Unglücksrabe!“ Mit steigender Erregung durchflog der Jünger Askulaps die regelmäßig geschriebenen Zeilen.

Den Brief habe ich auch gelesen. Den Wortlaut weiß ich nicht mehr ganz genau, er wird aber ungefähr so gelautet haben:

„Meine lieben Mitbürger,

Vor fünf Jahren habt Ihr Euch den Spaß geleistet und mich durchbrennen lassen, heute brenne ich wirklich durch. Wenn Ihr diesen Brief lest, werde ich bereits auf dem Weltmeer schwimmen und hoffentlich gute Überfahrt haben; denn ich trage viel Geld auf mir, das ich nicht gern mit in den Magen eines Haifisches nehmen möchte. Dann gehört dieses Geld nur zum kleineren Teil mir, die weitaus größere Hälfte habt Ihr beigesteuert, werte Mitbürger. Die Zinse Eurer Häuser, der Erlös aus Euren Wertpapieren, kurz, Euer Überfluß soll mir Gelegenheit geben, in der neuen Welt ein neues Leben anzufangen; den ersten Schritt habe ich getan, indem ich meinen Bart abrasiert und einen neuen Namen angenommen habe.

Zum Schluß muß ich Euch noch meinen Dank aussprechen, liebe Mitbürger. Nämlich den Dank für die ausgezeichnete Idee, die Ihr seinerzeit mit meiner Flucht ausgeheckt habt. Kurz nachher habe ich viel Geld verloren in mexikanischen und amerikanischen Papieren und als ich vor ungefähr acht Tagen meinen Ruin mit Sicherheit erkannte, habe ich mir gesagt: Was gilt's, jetzt versiegeln sie deine

Bude nicht schon drei Tage nach der Abreise? Ich glaube mich nicht betrogen zu haben, und ich danke Ihnen deshalb, liebe Mitbürger, und auch Ihnen, Herr Präfekt. Vermutlich werde ich dem Herrn Arzt noch einige weitere Tage Aufschub zu verdanken haben; so wie ich ihn kenne, vergift er den Brief todsicher in seiner Tasche.

Seid edelmütig und verzeiht mir, liebe Mitbürger, denn ohnehin seid Ihr schon lächerlich genug gemacht von

Eurem ergebenen

Louis Leblanc, Notar,
Direktor der Sparkasse,
Generalrat und vermutlich
noch Abgeordneter in spe.“

Der Notar hatte fast 100,000 Franken mitgenommen, nur die Gelder seiner drei Mündel hatte er unberührt gelassen. Als vier Wochen später sein Nachlaß versteigert wurde, betrug der Erlös immerhin noch eine hübsche Summe, so daß jedem Geschädigten ungefähr der zehnte Teil seines Verlustes ausbezahlt werden konnte. Bei dieser Auktion habe ich als junger Mann jene braune Sammetweste mit den Blumen wieder gesehen, die unserem braven Notar den Triumph in Paris eingetragen hatte; pietätvoll hatte er sie aufbewahrt. Ein kleiner Kommis erwarb sie um hundert Sous. Unser Notar aber war und blieb verschollen.

Hanns Bär.



Das Münchener Künstler-Theater.

Von Ad. Teutenberg, Zürich.



Es ist nun beinahe ein Jahr darüber hingegangen, daß das Münchener Künstlertheater die verdienstvolle Neuschöpfung von Georg Fuchs mit einer Aufführung des fast alle Dramenstile in sich vereinigenden „Faust“ seine universale Zweckgerechtigkeit für jede Art von Bühnenwerk nachzuweisen suchte. Nachzuweisen suchte: nicht nachgewiesen hat. Denn dies kann auch der Freund des Münchener Künstler-